

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 130 (1851)

Artikel: Der Mann mit der langen Nase
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die größte Spielkartenfabrik.

Zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten Petersburgs gehört die kaiserliche Spielkartenfabrik. Die Fabrikation der Spielkarten ist in Rußland Staatsmonopol, wie bei uns die Fabrikation des Pulvers ein Staatsmonopol geworden ist. Der Ertrag, welchen sie abwirft, wird zum Unterhalt der in den Findelhäusern untergebrachten Kinder verwendet. Außer in den Findelhäusern dürfen denn auch nirgends Spielkarten verkauft werden. Der Verbrauch derselben muß außerordentlich groß sein. Mit Ausnahme der Einreibungen gewisser Kartongattungen mit Gold- und Kupferstaub werden die Karten fast ganz durch höchst sinnreiche Maschinen gefertigt und doch sind über vierthalbhundert Arbeiter, größtentheils Waisenkinder, in der Fabrik beschäftigt, welche täglich bei 1000 Duzend Spielkarten erzeugt.

Der Mann mit der langen Nase.

(Mit einer Abbildung.)

Wie einst Pharaos vor etlichen tausend Jahren, so hatte voriges Jahr der Großherzog von Baden, Leopold von Gottes Gnaden, einen schweren Traum, wenige Tage, nachdem er von seiner Flucht wieder in seinen fürstlichen Palast zurückgekehrt war. Es träumte ihm nämlich, er sei in seiner Schatzkammer gesessen und habe all sein Gold und Silber und Juwelen gezählt, da seien eine Menge Vögel herbeigeflogen und haben alle seine Schätze aufgepickt und zuletzt ihn selbst noch gefressen. Das ist doch gewiß ein schrecklicher Traum für einen Großherzog. Als er erwachte, war dem guten Herrn angst und bange und er ließ seine Hofbeamten nebst allen Doktoren, Professoren und Ingenieuren des Großherzogthums versammeln, die ihm den Traum deuten sollten. Diese sagten ihm, der Traum bedeute nichts Anderes, als daß eine Menge Freischaaaren von der Schweiz ins Badische einbrechen, den großherzoglichen Palast plündern, die Republik proklamiren und den Großherzog selbst todt schlagen werden. Der Großherzog solle also noch etliche tausend Preußen kommen und die Grenzen stark besetzen lassen, sodann solle er einen Spion in die Schweiz schicken, um die Freischaaaren auszu-

kundschaften, wann und wo sie ins Land einzubrechen gedächten, damit sie dann von den Preußen beim Kragen gefaßt werden können. Dieser Spion müsse aber eine große, lange Nase haben, damit er die Freischaaaren schon von ferne wittere und deren Schweiß in einer Entfernung von wenigstens einer Stunde röche. Und der Großherzog that, wie man ihm angerathen. Er ließ den Hrn. v. Schlaumitz kommen, der bekanntlich die größte und längste Nase im großen deutschen Reich hat. Man erzählt von ihm, daß, als er einst von einem Spaziergang ermüdet sich ins Gras niedergelegt, die Leute auf dem Felde Wunder schrieken, weil sie geglaubt, es rage ein neuer Kirchthum empor. Dieser Hr. v. Schlaumitz betrat bei Konstanz den Schweizerboden, mit einem ungeheuern Fernrohr versehen, womit er von einem Berg herab die Freischaaaren auszuspähen gedachte. Kaum war er hundert Schritte weit vorwärts geschritten, noch seine Nase etwas Verdächtiges und vermittelst des Fernrohres entdeckte er eine graue Masse in weiter Entfernung. Das sind Freischaaaren, dachte er, denn die tragen graue Hüte. Auch vernahm er ein dumpfes Geräusch, das wie Töne einer fremden Sprache klang. Hr. v. Schlaumitz, von Natur nicht der Beherzteste, kroch in ein kleines Gehäuse, das so ziemlich einem Gänsestall gleich sah. Von hier aus wollte er die anrückenden Freischaaaren beobachten. Die graue Masse rückte immer näher, das Getöse wurde immer lauter; dem guten Hrn. v. Schlaumitz verging Hören und Sehen, bis er durch ein furchtbares Geschnatter aufgeweckt wurde; die vermeinten Freischaaaren waren nichts anders als eine Heerde Gänse, die vor ihrem Stalle stille hielten und Einlaß verlangten. Leichtem Herzens zog Hr. v. Schlaumitz weiter. Wo er Jemand auf der Straße traf, fragte er den Freischaaaren nach. Die Leute lachten ihm ins Gesicht und trieben argen Spott über seine lange Nase. In einem Dorfe sprang ihm sogar die liebe Schuljugend nach mit dem Geschrei: Poß Himmel, ein Storch, ein Storch! Außer Romanshorn geräth Hr. v. Schlaumitz in neuen Schrecken. Von einem Fußwege sieht er seitwärts aus einem Walde eine dunkle Schaar mit weißen Hüten anrücken. Gott im Himmel, steh' mir bei! seufzte er, das sind wahrhaftig

die Freischaaren. Er sucht ängstlich einen Zufluchtsort und entdeckt glücklicherweise ein nabes Erlengebüsch. Hierhin will er sich flüchten. Aber sowie er seine lange Nase hineinstreckt, ertönt ein Zetergeschrei und eine verbe Hand packt seine Nasenspitze. Ein Päärchen saß kossend in dem Gebüsch und wurde durch das Erscheinen der langen Nase des Freischaarenspähers unangenehm überrascht. Durch Versprechen eines guten Trinkgelds konnte Hr. v. Schlaumiz seine Nase aus der Hand des jungen Burschen, der sie gefaßt, losmachen, und nun fragte er, auf den Wald hinweisend, ob von dorthier nicht ein Haufen Freischaaren komme? Ach nein! erwiderte lachend das Päärchen, das sind Felschenweiber, die von St. Gallen heimkehren; sie tragen leere, mit weißen Tüchern bedeckte Körbe auf dem Kopfe. Beschämt zog unser Freischaarenspion seine Straße und nahm sein Nachtquartier in Arbon. Als er am frühen Morgen sich wieder auf die Reise begab, sieht er unweit Arbon von der Höhe herab eine Schaar rüstiger Männer schreiten. Herr Jesus, Herr Jesus! das sind sie! wahrlich dieleibhaftigen Freischaaren! blaue Blousen und Sensen! Gott erbarme sich meiner. Und im ersten Schrecken stürzt er sich in den nahen Sumpf, wo er bis an das Kinn im Morast und Schilf untersinkt. Die Freischaaren kommen immer näher, sie stehen bei dem Sumpfe still und wegen ihre Sensen. Habt Erbarmen, habt Erbarmen! schreit Hr. v. Schlaumiz aus seinem Versteck, ich werde Euch nicht verrathen. Lachend versicherten ihm die Männer, daß sie nicht das geringste Böse gegen ihn im Schilde führen, sondern nur gekommen seien, das Schilf abzumähen. Bereitwillig halfen sie ihm aus dem Sumpfe, indem ihn der Ginte bei der großen Nase, der Andere bei den Armen faßte. In Horn wechselte er die Kleider und ließ sich nach St. Gallen führen. Dort begiebt er sich stracks zum Landammann, in der Hoffnung, von demselben sichere Auskunft über die Freischaaren zu erhalten. Mit Lächeln hört der Hr. Landammann das Anliegen des Hrn. von Schlaumiz an und giebt ihm am Ende die Versicherung, daß man in der Schweiz nicht das Mindeste von einem Freischaarenzug wisse. Es seien dieß Alles nur ängstliche Gril-

len des Großherzogs, seiner Minister und Höflinge. Allein ein großherzoglicher Rundschafter läßt sich von einem st. gallischen Landammann nicht so leicht abspeisen. Da, dachte der listige Hr. v. Schlaumiz, der steckt mit den Freischaaren unter einer Decke. Ich will der Sache schon auf den Grund kommen. Rüstig setzte er seine Reise fort über Rorschach den ganzen Rhein entlang. Bald bestieg er eine Anhöhe, um von derselben mit seinem Fernrohr die ganze Gegend zu durchspähen; bald setzte er sich in ein Wirthshaus, um dem Gespräche der Gäste zu lauschen und aus demselben etwas die Freischaaren Betreffendes zu ermerken. In jedem Dorfe ließ er sich das Haus des Gemeindevorstehers weisen, um ihn wegen der Freischaaren zu befragen. Weiber, Fuhrleute, Kinder, Krämer, Mägde, wer ihm in den Wurf kam, forschte er aus, aber Niemand konnte ihm Auskunft geben; die Leute sahen ihm lange nach und Viele lachten ihm geradezu ins Gesicht. Ein Bauer sagte ihm frischweg: „Wennd nöb an Narr wärist, wörist nöb dera Sacha nofroga.“ Des Nachts legte sich Hr. v. Schlaumiz oft auf den Boden, um die leisen Fußritze der nahenden Freischaaren zu hören. Umsonst! Endlich gelangte er ins Bündnerland. Auch da trieb er sein närrisches Wesen wie im Thurgau und im St. Gallischen. Als er aber in einem Wirthshause lange von den Freischaaren faselte und die Schweizer beschuldigte, daß sie dieselben begünstigten, hielt ihn der Wirth für halbverrückt und ließ einen Arzt kommen. Derselbe fühlte ihm den Puls, schüttelte den Kopf und erklärte endlich, der Passagier sei wirklich überwizig und schwer stecke das Uebel vorzüglich in dessen großer Nase. Er verordnete eine Aderlässe und ein Klystier in die Nase. Sogleich bemächtigten sich einige Anwesende des Hrn. v. Schlaumiz; Klystier und Spritze wurde herbeigeschafft und die heroische Kur begann. Zwei Männer spritzten dem Freischaarenspäher eine tüchtige Portion Seifenlauge in seinen furchtbaren Nasenbehälter, bis er erklärte, er glaube an keine Freischaaren mehr. Da wurde er nach Chur befördert und von da in seine Heimath zurückgeschickt, wo er noch lange an seine Abenteuer in der Schweiz denken wird.

